

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931

6.12.1931 (No. 49)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 49



6. Dez. 1931

Fr. Baser / Ludwig Nohl, der Heidelberger Musikhistoriker
Zum 100. Geburtstage.

In der Industriestadt Iserlohn in Westfalen wurde Ludwig Nohl, der Beethovenbiograph, am 5. Dezember 1831 geboren. Von den Vorfahren, die meist dem geistlichen und Juristenstande angehörten, erbte der begabte Knabe den Hang zu fast misstrauischer Selbstbetrachtung und Ueberwachung seiner geheimsten Regungen, die alle auf die ethische Goldwage gelegt wurden. Daneben erbliete eigentlich etwas spät und unter beständigen Kämpfen gegen das Herbe, dem rauhen Praktischen Zugewandte seiner westfälischen Umgebung die Liebe zur Schönheit, zur Reinheit der Künste, zur Musik. Das Klavier lernte er nicht ohne Mühe bis zu dem Grade meistern, der seinem ganz nur inneren Genuße der Werke Beethovens genügen konnte. Umso kritischer wertete er jede Phrase der Musik auf ihre Echtheit und ihren Ausdruckswert, ihren geistigen Gehalt. Der Zugang zur überirdischen Schönheit Mozarts wurde ihm erst später durch die folgerichtig erworbene Erkenntnis höchster ästhetischer Gesetze, weniger durch unbekümmerten Genuß der tönend bewegten schönen Formen.

Als junger Student kam er in die Universitätsstadt, die ihn dann nur noch für kurze Episoden wieder fortlassen sollte, zur Jagd nach dem Glück, nach der großen Wirksamkeit, nach der sich sein starker Betätigungsdrang sehnte. Mit zwanzig Jahren kam er nach Heidelberg, wo er mit dreißig Jahren sich habilitierte, dann als Privatdozent der Musikgeschichte an der Universität wirkte. Unterbrochen wurde diese Tätigkeit durch den Verzicht, im Umkreise Richard Wagners, für den er sich ganz einsetzen wollte, in München eine Anstellung zu finden. Auch 1858 weichte er in Heidelberg und vertraute seinem Tagebuch diese Zeilen an.

„1858. Im Herbst im schönen Heidelberg, in meiner Bergwohnung, mit dem Blick auf ein Stück Stadt und Ebene bis Worms. Morgens auf den Bergen in der warmen Sonne liegend oder im reizenden Stübchen mit Lewes' Leben Goethes. Nachmittags unten in der Stadt mit Freunden und Familien, Mädchen und Knaben, Kindern und Erwachsenen spazieren gehen und Musik. Und Stimmung genug, die angefangenen Gedichte auszubilden, mit köstlicher Seelenruhe und Heiterkeit, eine glückliche Zeit!“

Seinem Tagebuch vertraut dann Ludwig Nohl weiterhin das Auserbunt von „Herzenswirren“ und „Bucherlebnissen“ in Heidelberg an:

„Heidelberg 1859. Januar und Februar. Sinnen- und Herzensverwirrung und Sonette. Otto Zahn: A. W. Mozart Gedrüber Grimn: Kinder- und Hausmärchen. „Wie köstlich! Dultbüchlein: Beethoven, seine Kritiker und seine Ausleger. Mozart. „Don Giovanni.“ „Wieviel Geist, wenn auch an Gelehrsamkeit und in den letzten Fragen nicht genügend.“ — Erste Vorlesungen. Dr. Brendels Geschichte der Musik. Tannhäuser in Mannheim. Vicar of Wakefield mit innigem Behagen. Bishers Aesthetik I. Band. Dazwischen Immermanns Merkin. Diesmal zu Ende. Schuberts Quintett für Streichinstrumente. . . Mozarts Quintett in A-Dur für Klarinette und Streichinstrumente. . .“

In München gab ihm die bildende Kunst, in die er sich wie noch nie bisher versenkte, seine Ruhe nach Viebespein wieder, und er fasste den Plan, als Musiklehrer nach Heidelberg zurückzu-

kehren. Zugleich ging er nergisch an die Vorstudien zu seiner Habilitationsschrift, die er im November 1859 über W. A. Mozart schrieb und einen „Versuch aus der Aesthetik der Tonkunst“ nannte. In gleicher Zeit beschäftigte ihn intensiv der 2. Teil des Faust.

1860 verlobte er sich mit Emma Westberg, einer Baltin aus Kurland. Dann ging's nach München, in der Hoffnung, dort eine Anstellung zu finden, der einzige Gewinn, den er aber nach Heidelberg zurückbrachte, war seine Bekanntschaft mit Kaullbach, Mehl, Carrière u. a.

Nach seiner Rückkehr zog er sich nach Peterstal zurück und arbeitete bis zur Vollendung der Arbeit an seinem ersten größeren Werk, dem „Geist der Tonkunst.“ Damals hielt er auch im Museum, dem späteren Neuen Kollegienhaus, das dann der Neuen Heidelberger Universität weichen mußte, Vorlesungen über Musik, die seinem ersten Werk zugute kamen. Von den modernen Komponisten beschäftigte er sich damals viel mit Friedr. Kiel, den er sehr hochschätzte und zu dem er in Berlin in nähere Beziehungen getreten war. Im Januar 1861 hielt er in Karlsruhe vor großem Auditorium im Museumsaal Vorlesungen über die Geschichte der Oper. Im März und April 1861 führte ihn eine Reise über München nach Salzburg. Es glückte ihm dort einen Brief der Schwester Mozarts aufzufinden, in dem sie die Reise nach England schilderte. In München lernte er das Treiben im Kreise der „Krokodile“ kennen, wo sich, jeder in seiner Art, Bodenstedt, Paul Henze, Vahn, Hermann Vinga, Hopfen und W. Herz tummelten.

Die Früchte seiner liebevollen Beschäftigung mit Mozart sammelte er 1863 in seinem ersten großen biographischen Werk: Mozarts Leben, das in mehreren Auflagen erschien, deren zweite Nohl selber noch 1876 in Heidelberg besorgen konnte. Dann wandte er sich sofort seiner dreibändigen Beethovenbiographie zu, die in den Jahren 1864—1877 erschien.

Von tiefstem Einfluß aber auf sein Denken und Empfindungsleben wurde seine Bekanntschaft mit Richard Wagner, dessen schöpferisch-dämonischem Zauber er ganz und gar verfallen ist. Das kann in keiner Weise wundernehmen, wenn man auf seinen Entwicklungsgang zurückblickt und seine ästhetischen Anschauungen aus seiner Entwicklung heraus begreift. Er wurde sogar in Wagners persönlichen Kreis in München hereingezogen, wo Wagner gerade im hellsten Sonnenlicht der königlichen Gnade des jungen Ludwigs II. stand. Die Tragik aller Mitstrebernden um Richard Wagner blieb allerdings gerade dem sensitiven, am Mangel seiner eigentlich künstlerischen Schöpferkraft leidenden jungen Nohl am wenigsten erspart: er wurde naturgemäß von der geistigen Uebermacht Richard Wagners geradezu erdrückt. Hinzu kam seine Selbmatlosigkeit: seine vielfache Begabung auf wissenschaftlichen, wie künstlerischen Teilgebieten, die in ihrer Gesamtheit sehr beachtlich, aber auf Einzelgebieten sich nicht dem traditionellen Klischee irgendeiner amtlichen Anstellung so recht bequemem wollte. Bereits 1868 zog er sich vom Münchner Kreis zurück und kehrte über Badenweiler nach Heidelberg zurück, wo er am 16. Dezember 1885 starb.

Karl Preisendanz / Ein türkisches Briefarchiv in der Landesbibliothek

Etwas abseits vom wissenschaftlichen Forschungsbetrieb pflegen in den Handschriftensammlungen der Bibliotheken die arabischen und türkischen Dokumente zu liegen: es gibt nicht allzu viele Sachleute, die sich aufs Orientalische verstehen. So wurde auch das türkische Urkundenarchiv der Bad. Landesbibliothek bisher nur zu recht bescheidenem Gebrauch herangezogen — seine Benutzung kann nicht entfernt den Vergleich aushalten mit der unerer lateinischen und deutschen Handschriften.

Und doch enthält diese orientalische Abteilung Stücke von hohem geschichtlichen, auch sprach- und schriftkundlichem Wert; vor allem hebt sich aus ihr ein inhaltlich und zeitlich geschlossener Dokumentenschatz ab: das Urkundenarchiv eines bedeutenden türkischen Staatsbeamten und Führers, des Bosniaken Osman Pascha.

Es ist ein besonderer Glücksfall, der die offiziellen Briefschaften dieses Mannes in solchem Umfang in tadellosem Zustand bewahrt hat. Eine so vollständige Sammlung zusammengehöriger osmanischer Urkunden aus der Zeit der Türkenkriege ist bis heute nirgunde geblieben; und ihre wirkliche Bedeutung läßt sich jetzt endlich in vollem Umfange überblicken: soeben hat sie einer der hervorragendsten deutschen Islamforscher und Orientalisten, Franz Babinger, zum ersten Male gründlich, auf neuesten Grundlagen, untersucht und herausgegeben.^{*)}

Zunächst interessiert das Leben des Archivbesizers. Franz Babinger ist ihm durch alle Phasen nachgegangen, hat es in fesselnder Biographie nurrissen. Dieser Osman Pascha stammt, wie viele Würdenträger der Pforte im 16. und 17. Jahrhundert, aus der Herzegowina und war Muslim nur als Renegat, von Haus aus orthodox. Als Hirtenjunge floh er aus der Heimat, einem kleinen Bergort, als seine Herde vom Wolf angegriffen und er selbst für die Verluste schwer gestraft worden war. Der Pascha von Sarajevo sorgte für den begabten Burtschen und sandte ihn nach Istanbul — damit war die Laufbahn Osmans, der damals noch Papovic hieß, bestimmt. Erst als gemachter Mann besuchte er seine Heimat wieder — eine romantische, an Odysseus anklingende Szene der Wiedererkennung durch seine Mutter, eine Stiftung von Kapelle und Moschee fürs Heimatdorf knüpft die dörfliche Tradition an diese Heimkehr an . . .

Osman hatte außer seinem Talent auch Glück. Bald brachte er es vom Angestellten des Krongartens zum Vorgesetzten des sultanschen Gartens, der Serajwache, des Bosporus. So weit stand er im April 1672. Schon damals war aus dem einstigen armen Hirtenbub ein reicher Mann geworden: er konnte sich bereits aus Steuern der Insel Zypern ansehnliche Mittel sichern. Und drei Jahre später amtierte der einstige Hütjunge als Stellvertreter des Großwehirs von Istanbul mit Wesir-Rang — aus dieser Periode seines Lebens stammt die Mehrzahl der Urkunden im Osman-Archiv; auch der großherrliche Ferman zu seiner Erhöhung hat sich erhalten.

Die an ihn gerichteten Erlasse geben reichlich Einblicke in sein Pflichtenbereich: stark ein begüterter Würdenträger, so hatte Osman sein Vermögen für die Pforte einzuziehen, und es war eine gleich wichtige Aufgabe, den Nachlaß des damals gestorbenen Großwehirs Achmed Pascha für den habgierigen Mehmed IV. gründlich zu kassieren, wie den Umzug des Sultans von Adrianopel nach Istanbul hemmungslos durchzuführen.

Aber Osman kannte sich aus im Lauf der Dinge und machte seine Sache geschickt — rasch rückte er vor und wurde nacheinander Statthalter von Syrien, Anatolien, Ägypten. Die Zeiten waren unruhig und forderten einen umsichtigen und mutigen Pascha auf so verantwortungsreichen Posten. Unruhen und Aufstände im Innern, Krieg nach außen machten Osman sein Amt nicht leicht. Aber er hielt sich oben. Durch Heirat fiel ihm ein ungeheures Vermögen zu; der Sultan ließ es an Günstbeweisen für eine erfolgreiche Verwaltung Ägyptens nicht fehlen — weniger beliebt aber war Osman in der Provinz selbst; er scheint dort ein Leben geführt zu haben, das seine Untertanen nicht zu schätzen vermochten . . .

^{*)} Das Archiv des Bosniaken Osman Pascha. Nach den Beständen der Bad. Landesbibliothek zu Karlsruhe herausgegeben und erläutert von Franz Babinger. Berlin 1931. Reichsdruckerei. — Sämtliche Urkunden sind in guten Reproduktionen beigegeben.

Damals griff der Krieg gegen die Christen unwägend in Osman Paschas Leben ein. Ein Befehl des Großherrn forderte von ihm 3000 Mann für die Belagerung von Wien. Sie gingen ab, und Osman folgte ihnen nach; zwei Tage vor der Befreiung Wiens verließ er Kairo — für immer. Das war am 10. Sept. 1683 — da kann Osman unmöglich an den Kämpfen vor Wien am zwölften teilgenommen haben.

Die bisherige Annahme, sein Archiv gehöre zur Wiener Türkenbeute, dürfte also nicht zutreffen. Aber nicht lange nach der großen Schlacht wird Osman Pascha zum Heer gestoßen sein — in einem der ersten Kämpfe, die er mitmachte, muß er, wohl mit andern Besitz, die Briefschaften verloren haben. Dabei gilt als wahrscheinlich, daß Markgraf Hermann von Baden in den Besitz der Briefschaften kam: er, Präsident des kaiserlichen Hofkriegsrates und Feldmarschall, war, wie sein Neffe Ludwig Wilhelm, Oberst eines Infanterie-Regiments, an den Kämpfen um Wien stark beteiligt.

Genauere Nachrichten über die Erbeutung des Archivs haben sich offenbar nicht erhalten — so wertvoll sie uns wären. Aber noch im Laufe des Jahres 1683 oder zu Anfang 1684 kam es in die Hände des Hofkriegsrates Franz v. Meninski in Wien, eines namhaften Orientalisten. Er wurde um Deutung des Inhalts der Urkunden gebeten — gewiß vermutete man in ihnen wichtige Kriegsdokumente.

Meninski kam seiner Aufgabe gewissenhaft nach; seine Proben italienischer Uebersetzungen sind weiterhin beim Archiv des Osman geblieben und haben sich als zuverlässig bewährt. Leider sind einige Urkunden, die ihr erster Interpret noch sah, damals, oder später, abhanden gekommen; aber so wichtige Kapitalstücke wie die vier Nummern von Sultan Mehmeds IV. eigener Hand sind glücklicherweise vorhanden: nach Franz Babingers Angabe die einzigen Dokumente dieser Art außerhalb der Stambuler Archive!

Sind wir über die spätere Geschichte der Türkenbeute des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden recht wohl orientiert — sie stammt aus der Schlacht von Salankamen (1691) —, so läßt sich von den türkischen Urkunden nur feststellen, daß sie schließlich mit anderen orientalischen Trophäen in der „Türkentammer“ des Kastatter Schlosses landeten. Aber im Gegensatz zu den Schaustücken des Bad. Landesmuseums, die erst 1859 nach Karlsruhe gebracht wurden, kamen die schriftlichen Dokumente schon am 4. Januar 1774 „auf mündlich gnädigsten Befehl Serenissimi“ dorthin — ein gleichzeitiges Inventar lehrt, daß schon damals die vermissten Stücke nicht mehr vorhanden waren.

In der Hofbibliothek lagen dann die türkischen Papiere wohl kaum benutzt, bis Freiherr Philipp Röder v. Diersburg seine Monographie über „Des Markgrafen Ludwig Wilhelm Feldzüge wider die Türken“ (Karlsruh. 1839—1842) vorbereitete und dabei auch diese Zeugnisse wieder ans Licht zog. Ein Dr. G. Weil half ihm, sich über den Inhalt der Urkunden zu orientieren. Beim Uebergang der Hofbücherei in die Hof- und Landesbibliothek wanderte auch die türkische Abteilung mit den übrigen Kastatter Handschriften mit: in einer Kassette lagen die vielfach gefalteten Urkunden, gehüllt in lange Beutel aus Leinwand, Seide, auch in kunstvoll golddurchwirkte Atlasstücken. Heute sind sie, der bessern Erhaltungsmöglichkeit wegen, auseinandergefaltet in große Umschläge gebracht . . .

Doch ihr einstiger Besitzer? Die Kämpfe, an denen er noch beteiligt war, vor Ofen, bei Waizen, brachten ihm kein Glück, und nur Enay entging er dem Todesurteil, das der Sultan wegen einer Niederlage bereits gegen ihn ausgesprochen hatte. In niedriger Stellung wurde er nach Slavonien verwiesen; doch tauchte er 1686 nochmals als Statthalter von Erlau in Oberungarn auf. Und hier ereilte ihn sein Geschick. Bei einem kühnen Ausritt vor die belagerte Festung überfielen ihn Reiter des Grafen Carassa — in tapferm Kampf wurde er zusammengehauen.

Ein stark bewegtes Leben romantischer Entwicklung fand so am 22. Juli 1686 ein gewaltsames Ende. Aber Osman Pascha starb wenigstens den ehrenvollen Soldatentod im Feld — sein Schwiegervater, Kara Mustafa, der unglückliche Belagerer Wiens, war nicht vor dem Feind, sondern durch die Schergen des Sultans gefallen.

Gerhard Peters / Mannheim — Kastatt — Karlsruhe Blick auf drei Barockstädte

Das Barockzeitalter, so reich an städtebaulichen Projekten und an idealen theoretischen Forderungen auf städtebaulichem Gebiet, hat verhältnismäßig wenig Gelegenheit gehabt, sich in geschlossenen, von Grund auf neuen Städtegründungen zu manifestieren. „Neustädte“ vor den Toren mittelalterlicher Siedlungen, neue Stadtviertel im Anschluß an größere Brandkatastrophen sind nicht allzu selten, gering aber ist die Zahl der eigentlichen Barockstädte, die, mit einem Schlage entstanden, als getrenntes Abbild der Ge-

danken gelten könnten, die sich das Zeitalter von der „vollkommenen Stadt“ machte. Der überlieferte Denkmälerbestand konzentriert sich am Oberrhein, der wichtigen Grenzstraße zwischen italienisch-österreichisch-jüdischem und französischem Kunstgeist. Hier, an der Schwelle zweier unendlich verschiedener Kulturen, die sich in zähem Ringen immer wieder auseinanderzusetzen mußten und dennoch in wechselseitiger Durchdringung immer wieder gegenseitig neu befruchteten, entstanden jene

Fürstentümer, die in der Tat die überzeugendsten Hinterlassenschaften des Absolutismus auf deutschem Boden geblieben sind: Mannheim, Rastatt, Karlsruhe. Es darf nicht vergessen werden, daß rund 150 Jahre theoretischer Beschäftigung mit dem Problem der regelmäßig angelegten Stadt diesen Stadtgründungen vorausgegangen waren, daß in Italien sich die besten Köpfe der Zeit redlich, aber doch eigentlich erfolglos, mit der Frage befaßt hatten, daß schließlich der eigentliche Anstoß gegeben war in dem Bemühen um eine befestigte Stadt, die eben durch ihre planmäßige Anlage den militärischen Wert der äußeren Ringbefestigung weitgehend erhöhen sollte (durch leichtere Ueberschaubarkeit der Zufahrtsstraßen zu den Festungswerken, bessere Transportmöglichkeiten für Truppenverschiebungen usw.).

Als Mannheim 1607 an der Mündung des Neckars in den Rhein gegründet wurde, war der Festungsgedanke noch uneingeschränkt maßgebend. Es entstand eine regelmäßige, befestigte Viereckanlage, deren Innenraum von streng ausgerichteten Rechteckblöcken ausgefüllt war, während auf der Rheinseite in die Peripherie eine sternförmige Zitadelle eingearbeitet wurde, die ihr Sternbild aus militärischen Rücksichten noch durch radiale Straßenzüge betonte. Schon 1622 wurde die Anlage zerstört, aber um die Mitte des Jahrhunderts (von 1652 an) wieder aufgebaut, wobei die Rechteckteilung der Bürgerstadt und die Detachierung der Zitadelle beibehalten, diese aber nunmehr Sitz des fürstlichen Schlosses wurde. Die radiale Straßenaufteilung in der Zitadelle wandelte sich in ein Rechteckschema, so daß jetzt die ganze Stadt aus zwei durch Wall und Graben getrennten Systemen von Rechteckblöcken bestand. Die letzte Konsequenz, nämlich die Vereinigung beider Systeme, wurde erst möglich nach Zerstörung Mannheims durch die Franzosen 1688: der Neuaufbau der Festungswerke begann 1689, die Zitadellengrenze fiel 1710, und damit schloß sich das großartige Straßennetz von 136 Rechtecken, an dessen Spitze sich, in geschickter Ausnutzung des vorhandenen Baubestandes, seit 1720 das fürstliche Schloß setzte. Ueberblickt man diese wechselvolle Baugeschichte, so ergibt sich, daß Mannheim die ganze Entwicklung des fürstlichen Städtebaues vom frühen XVII. bis zum frühen XVIII. Jahrhundert aufs trefflichste erläutert. Die theoretisch fundierten und fortifikatorisch bedingten Grundlagen wandeln sich, unter Wahrung des Prinzips der Rechtswinkeligkeit und immer härterer Betonung barocker, auf Vereinheitlichung hinausgehender Kunstregeln, zu einer großgezeichneten Endlösung, die die tiefen Entwürfe nicht mehr ahnen läßt.

Den geraden Gegensatz zu Mannheim bildet Karlsruhe, mit dem ersten Jagdschloß 1715 als Sternanlage gegründet, aus der ein Sektor für die regulierte Stadt herausgeschnitten wurde, während der größere Rest des Fächerreises Park und Wald durchstrahlte: die einmalige individuelle Lösung eines eigenwilligen Souveräns, ohne Beispiel in der Theorie, ohne Vorläufer, fast aus Kuriose grenzend in der schematisierten Glorifizierung des absolutistischen Staatsgedankens. In der Tat bedeutet Karlsruhe einen Endpunkt in der Entwicklung, eine letzte übersteigerte und überrationalisierte Schlussformulierung, über die auf geradem Wege wenigstens mit gutem Erfolg nicht hinauszu kommen war. Und gerade im Hinblick auf die etwas blutleere Schematisierung der Idee der Stadtregulierung möchte man nicht einmal sagen, daß Karlsruhe auch den Höhepunkt der Reihe bedeutet.

Rastatt schließlich ist eine Zwischenlösung, von Mannheim so weit entfernt wie von Karlsruhe, groß im Ansatz und in der Idee, aber provinziell in der Durchführung und ohne größeren Schwung. Hier folgte auf das Ende 1697 begonnene Jagdschloß zwei Jahre später die befestigte Residenz mit der rechteckig aufgeteilten Stadt, die durch das bekannte dreistrahlige Straßebündel vom Schloßhof aus beherrscht werden sollte. Die vielzitierte angebliche Patenschaft Versailles mag hier unerörtert bleiben — als vollendeter Tatbestand ist der Rastatter Stadtplan ein unentbehrliches Bindeglied diesseits des Rheins, Erfüllung schon in der einseitlich und unter einem großen Gesichtspunkt konzipierten Gesamtidee, und Versprechen erst durch das schüchtern-akademische im Ton, das feimhaft auf die nahe Schluslösung hindeutet.

So liegt im Ablauf Mannheim — Rastatt — Karlsruhe eine deutlich erkennbare historische Linie nicht nur im Topographischen (Rechteckaufteilung; Rechteckaufteilung mit Dreistrahl; Fächeraufteilung), und im Bestimmungsmäßigen (Festungsstadt; offene, zur Festung umgewandelte Stadt; offene Stadt), sondern auch im Verhältnis von Fürstenschloß zur Fürstentadt, indem der noch an mittelalterliche Gesploglichkeiten anknüpfenden Nebeneinander-Gruppierung von Schloß und Stadt in Mannheim die verjüngte In-Beziehung-Setzung in Rastatt und schließlich die restlos gelungene Einheitskomposition in Karlsruhe folgt. Die unpersonliche, schematische, aus einem Festungsbuch mit Idealentwürfen entnommene erste Mannheimer Lösung ist Vorstufe für die bereits ganz individuelle, aber noch vielfach an zeitgenössische theoretische Forderungen gebundene Formulierung des Rastatter Schloßarchitekten Rossi, die wiederum einen Aufstakt bedeutet zu der ungehemmten und autokratischen Einzelleistung des Markgrafen Karl Wilhelm in Karlsruhe. Und schließlich findet hier immer wieder deutlich werdende Entwicklungsmäßige Ablauf noch eine weitere Parallele in der soziologischen Wandlung: Mannheim ist ursprünglich noch die reine Bürgerstadt, scharf getrennt von der Sphäre des fürstlichen Hofes; in Rastatt drängt der Landesfürst seinem neu erwählten Residenzort den ganzen Troß seines Hofstaates ziemlich rücksichtslos auf; in Karlsruhe endlich sind das Primäre der Hofadel und das Beamtentum, deren Lebensbedürfnisse erst eine eigentliche Bürgerschaft heranziehen.

Vielleicht waren nur hier, am Oberrhein, wo die stärksten Spannungen des internationalen Kunstaustausches im 17./18. Jahrhundert zum Ausgleich drängten, wo die bedächtige Heiterkeit des Süddeutschen mit romanischem Temperament in ständigem Kontakt lebte, wo schließlich eine Reihe mittelgroßer autonomer politischer Gebilde in ähnlicher Situation die absolutistische Staatsform erlebte, die Vorbedingungen vorhanden zu einer so kraftvollen Entwicklung einer barocken Kurstidee, die bis dahin und anderswo fast nur auf dem Papier ihr Leben fristete. Gerade als geschlossene Gruppe sind Mannheim, Rastatt und Karlsruhe, die ihre ursprüngliche Physiognomie bis heute hinreichend bewahrt haben, überzeugender Ausdruck eines Kunst- und Lebenswillens, der in der Großartigkeit seiner Idee seinesgleichen sucht, wenn auch gesagt werden muß, daß gerade dieser Idee der regulierten und schematisierten Stadt von vornherein jene lebendige Blutwärme fehlte, die die Kunst des Barockzeitalters zu üppigster Entfaltung trieb.

Mathilde Himmelsbach / Die Haldenauer Mühle

Die Haldenauer Mühle liegt 20 Minuten vor dem Dorf. Es ist ein altes Gemäuer mit finsternen Gängen, niedrigen Stuben und vielen, vielen kleinen Fenstern. Man sagt aus alter Gewohnheit im Umkreis von einigen Stunden immer noch: „die Mühle“, obgleich sich dort schon lange kein Rad mehr dreht und die Mäuse in der Kammer weder ein Korn, noch ein Stäubchen Mehl fänden, wenn der Müller nicht die Frucht von seinen eigenen Aedern dort einstellen könnte. Es ist ein rechtes Glück, daß Feld und Wiesen ringsum und sogar ein großes Stück Wald zur Mühle gehören. Der Müller ist einer der angesehensten Bürger von Haldenau, er zahlt ein tüchtiges Stück Umlage in die Gemeindefasse, er geht jeden Sonntag in die Kirche, er schlägt im Wirtshaus mit der Faust auf den Tisch, wenn von Politik geredet wird, er hat eine reiche Frau geheiratet und es ist so gut wie sicher, daß er bei den nächsten Wahlen in den Gemeinderat kommt. Freilich hat er auch seine Feinde und Neider, aber das sind meist kleine Kruppen, die das Gras für ihre Ziegen größtenteils auf den Wiesen anderer Leute holen. Der Müller fragt nicht nach Freund und Feind, er schaut jedermann offer ins Gesicht. Wenigstens tut er das bis zu jener verhängnisvollen Oktobernacht, von der die Haldenauer sich heute noch erzählen.

Es war sternenhell und 11 Uhr vorüber, da sah der alte Jörg am Horizont einen roten Schein. Aber er kam gerade aus dem Dorf, wo er den Neuen probiert und beim siebten Biertel herausgefunden hatte, daß heuer kein guter Jahrgang sei. Er war darüber mit Michel, dem Wirt, in einigen Meinungsäustausch geraten, welcher damit endigte daß Jörg auf allen Vieren vor

dem Döfen herunkroch und seinen Hut aufgabte, welcher nach ihm aus dem Wirtshaus geflogen war. Er wußte daher zuerst nicht, was er davon halten sollte, als er sich aufrichtete und es ihm rot vor den Augen flimmerte. Er legte sich ernsthaft die Frage vor: „Brennt's oder brennt's nicht?“ Und da er eifriges Mitglied der vor kurzem gegründeten Freiwilligen Feuerwehr von Haldenau war, stand er plötzlich stramm auf den Beinen und sagte: „Gott sei Dank, es brennt endlich einmal.“ Es hatte ihn bisher bei jeder Übung gewirmt, daß die Feuerwehrmannschaft zur Unterhaltung einer gaffenden Menge an den Leitern hinaufklettern und mit leeren Schläuchen spritzen mußte. Er hatte die Stunde herbeigesehnt, in der die Freiwillige Feuerwehr von Haldenau ihre Nützlichkeit und ihre Todesverachtung beweisen konnte.

Also vergaß der alte Jörg in dieser großen Stunde den Groll auf Michel, den niederträchtigen Wirt, schlug an das Fenster und brüllte durch die Nacht: „Feurio! Feurio!“ Er bekam von drinnen die Antwort: „Geh heim zu deiner Katrin, die wird dir ein Feuer einbrennen!“ Aber dann ging doch die Türe des Wirtshauses auf und gleichzeitig ein paar Läden und Fenster an den Nachbarhäusern, und es erhob sich ein wirres Durcheinander von Stimmen, die alle dasselbe schrien: „Die Mühle brennt!“

Jörg fühlte sich als ein Held. Kein Feldherr, der eine Schlacht gewonnen hat, kann stolzer sein als er, und noch nach Jahren wird er seinen Enkeln erzählen, daß er der erste gewesen, der damals den Brand in der Mühle bemerkte. Denn in abgelegenen

Dörfern leben solche Ereignisse auch heute noch lange im Gedächtnis der Menschen.

Die Galdenauer Mühle brannte in jener Nacht nieder bis auf den Grund. Wer hätte dies auch verhindern sollen? Der Müller stand halbbeleidet vor dem Hause und sah mit stieren Augen in die Flammen. Die Müllerin rang die Hände, rief Gott und alle Heiligen an, jammerte und schrie nach den Kindern, die an ihren Rücken hingen. Ein paar Mägde warfen Teller und Tassen aus dem Küchenfenster, denn noch hatte das Feuer das Wohnhaus nicht ergriffen. Die Knechte rissen Pferde und Kühe aus den Ställen und stuchten und brüllten fast so laut wie das widerpenstige Vieh.

Es war klar, daß sie es nicht meistern würden, wenn keine Hilfe kam. Der Jungknecht war mit des Müllers Rad ins Dorf gefahren. Als er hinkam, fand er die Leute schon auf den Gassen. Die Feuerpritze stand fahrbereit vor dem Rathaus und immer noch blies der Trompeter den Feueralarm durch das Dorf. Und doch schließ bereits kein Mensch mehr; jeder verließ das warme Bett und das sichere Haus und stürzte hinaus in die kalte Nacht. Jeder hatte das Gefühl, er müsse unbedingt dabei sein, und deshalb kamen alle zum Brand in der Mühle.

Es kam zuerst die Freiwillige Feuerwehr von Galdenau mit der nagelneuen Spritze und einem großen Leiterwagen angefahren; es waren Männer dabei mit grauen Bärten und junge Burschen von kaum 20 Jahren. Sie trugen messingene Helme, die festlich durch die Nacht blühten, und jeder hatte das Handbell an der Koppel hängen. Ja, sie hätten beinahe gefährlich ausgesehen, wenn sie bei allem Ernst und Elfer nicht so veranlagt und erwartungsfroh gewesen wären. Man darf ihnen das jedoch nicht übel nehmen, denn begreiflicherweise lacht das Herz eines echten Feuerwehrmannes beim Anblick eines Brandes, wie ein Frosch beim Anblick eines Lämpels und jeder stürzt sich gierig und unerbrochen in sein Element, dem andere gern aus dem Wege gehen. So stürzten sich die Feuerwehrleute von Galdenau mit Leitern und Schläuchen und Einreißhaken und Beilen auf das Flammenmeer und sie schluckten dabei so viel Rauch, daß heftige Brände in ihren Kehlen entstanden, und mancher im Stillen dachte, wenn das Fäßlein Freibier, das ihnen nach getaner Arbeit als Belohnung winkte, jetzt zur Stelle wäre, dann wollte er es auf sich nehmen, es ganz allein zu leeren.

Es kamen aber auch die andern Bürger von Galdenau, die sich nicht aktiv bei der Freiwilligen Feuerwehr betätigten, sondern statt dessen zwei deutsche Reichsmark in die Wehrkasse bezahlten. Sie standen außen herum, hängelten die Absperrposten wegen ihres gefährlichen Dienstes, gaben guten Ratsschläge umsonst, nahmen es übrigens durchaus nicht übel, daß kein Mensch sie besorgte und gingen später mit dem Bewußtsein heim, daß alles besser und schöner gegangen wäre, wenn sie selbst das Kommando geführt hätten.

Es kamen auch die Frauen und Mädchen von Galdenau. Sie wollten ihre Männer und Liebhaber auch einmal bewundern, sie wollten die Müllerleute bedauern, sie wollten wissen, wie der Brand entstanden war, sie wollten sehen, was gerettet wurde, kurz — sie wollten einfach dabei sein. Sie hatten sich zu dreien und viere untergefaßt, sie machten „Ah!“ und „Oh!“ wenn ein Balken in die Flammen krachte und die Funken aussprühten und dazwischen erzählten sie sich, wie die Müllerin damals zu ihrem Mann gekommen war.

Es kam auch der Bürgermeister von Galdenau, der sich den Schweiß schon von der Stirne wischte, ehe er in die Nähe des Feuers kam, denn er dachte an die vielen Schreibereien und Scherereien, die eine solche Beichte immer mit sich brachte. Er überhörte auch im Stillen, ob die Gemeinde nun der Feuerwehr ein Fäßlein von 60 oder 80 Litern spendieren müßte, aber der Ochsenwirt, der Schlaumeter, würde wahrscheinlich sagen, er habe nur noch ein Fäßlein von 100 Litern im Keller liegen. Und der Adlerwirt durfte es nicht liefern, der hatte bei der letzten Wahl gegen ihn gestimmt, denn er hätte gar zu gerne den Bischof durchgedrückt, weil der von seiner Sippe war. Aber die Gerechtigkeit hatte gesiegt und der Bürgermeister war mit ihr zufrieden, wenn das Amt freilich auch manches Mal kein Leichtes war, so wie zum Beispiel heute . . .

Es kam auch der Polizeidiener von Galdenau und machte ein dienliches Gesicht.

Es kam aber auch der Gendarmereiwachmeister aus dem benachbarten Oberau und zog sein Notizbuch heraus. Was zur Mühle gehörte und eine menschliche Sprache redete, mußte ihm Antwort stehen. Er schrieb beim Schein des Feuers 13 Seiten voll. Schon bei der siebten Seite erschien eine fentrechtliche Falte auf seiner Stirn. Als er den letzten Punkt gemacht und das Notizbuch an seiner Brust geborgen hatte, sagte er zu dem Müller: „Ja, es tut mir natürlich leid, die Aussagen widersprechen sich; ich muß Sie daher vorläufig wegen Verdunkelungsgefahr in Haft nehmen.“ Die Frau schrie und der Mann fuhr auf: „Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich von nichts weiß. Es war im Heustall — wird wohl Selbstentzündung gewesen sein — wir haben das Dehnd nicht trocken heringebracht — bei dem nassen Wetter — das weiß doch jeder — fragen Sie doch die da!“

Er schrie es laut. Der andere blieb ganz ruhig. „Ja, ja, wir haben vor 14 Tagen den gleichen Fall gehabt, drüben in Ströbegg, das wissen Sie ja, der Bauer hat auch zuerst von nichts gewußt, aber vor dem Amtsrichter hat er dann gestanden — und sehen Sie, das ist ja doch auch das Geheiligste. Darinüchtheit verschlimmert die Sache nur.“

„Es kann doch wahrhaftig nicht schlimmer werden als es schon ist, wenn Sie mich jetzt auch noch verhaften zu allem Unglück bin. Was soll denn aus meiner Frau und meinen Kindern werden?“

Der Wachtmeister zuckte die Schultern und winkte den Polizeidiener heran. Die Frau, die vorher so geschrien hatte, war plötzlich ganz still geworden, aber sie funkelte den Wachtmeister aus bösen Augen an. Plötzlich fing sie wieder an zu schreien: „Wenn das eine Gerechtigkeit ist, den Mann von seinem brennenden Haus und seiner Frau und seinen Kindern weg zu verhaften — und zum Unglück auch noch die Schande — die Schande —“ sie konnte nicht weiterreden, weil ihre Stimme sich überschlug und in ein seltsames Schluchzen überging, das wie der Schrei eines Tieres klang.

„Sel vernünftig, Vinc.“ sagte der Mann, „die Herren vom Gericht werden mir's schon glauben, daß ich unschuldig bin. Denn du jetzt nur an die Kinder und geh mit ihnen heim zu deinen Leuten, bis ich wieder komm. Das andre bringen wir dann schon in Ordnung. Und das Haus bauen wir auch wieder auf.“ Er faßte ihre Hand und die Kinder umbrängten ihn. Es ist nicht leicht, im Blickkreis seines brennenden Hauses vor einer gaffen Menge Abschied zu nehmen von Frau und Kindern, um ins Gefängnis zu gehen.

Auf diese Nacht folgte ein trüber Oktobertag. Nebel lagen über der Erde und wolken nicht in die Höhe steigen. Die lodenden Flammen in der Mühle waren erloschen, eine verfohlte, schwelende, rauchende Masse war zurückgeblieben und die ruhigen, übernächtigen Männer, welche die Brandwache hielten, stocherten zur Abwechslung von Zeit zu Zeit mit langen Haken in dem Trümmerhaufen herum, daß eine Flamme aufschloß, die sofort wieder erlosch.

Nach 99 Tagen kam der Müller wieder heim. Die Brandursache blieb ungeklärt; die Versicherungen mußten zahlen. Im Frühjahr wurde die Mühle neu aufgebaut. Es ist kein Rad und kein Mahlgang mehr dort zu finden, es ist ein großes Bauernhaus mit funkelnden Fenstern, aber im Volksmund wird es immer die Mühle heißen.

In 99 Tagen ist der Müller ein alter Mann geworden und seine Frau hat graue Haare bekommen. Er geht nach wie vor jeden Sonntag in die Kirche, seltener ins Wirtshaus, auch schlägt er dort nicht mehr mit der Faust auf den Tisch, wenn von Politik die Rede ist; er wird bei den nächsten Wahlen wahrscheinlich nicht in den Gemeinderat kommen. Er zahlt zwar mehr in den Gemeindefiskus als früher, denn das neue Haus steht um runde 15 000 Mark höher im Steuerwert als das alte. Der Müller hat nach wie vor im Dorf seine Freunde und seine Feinde, aber er fragt weniger darnach als früher; er ist seit jener Oktobernacht ein gebrochener Mann.

Und wer immer von dem Brand in der Galdenauer Mühle spricht, rätselt an der ewig ungelösten Frage herum: Schuld oder Schicksal?

Richard Zoozmann / Gebet

Herr, stärke mir den Mut, das Rechte zu vollbringen,
Laß mich verzagen nicht, wenn mir ein Werk mißlang.
Gieh neue Hoffnung mir in's Herz bei schwerem Mangel
Und lauschen laß mein Ohr dem kleinsten Freudenklang.

Mit leisem Flügel Schlag laß Liebe mich umschweben
Laß träges Wohlsein nicht erschaffen meine Kraft.
Laß meine Seele sich ob Niedrigem erheben
Und segne meine Hand, daß Würdiges sie schafft.

Die Wahrheit bleibt verflücht dem menschlichen Verstande,
Nach ihr zu streben laß erlahmen nicht den Sinn —
Und wenn ich einst am Strand des ewigen Friedens lande,
So nimm dein Menschenkind, o Herr, in Gnade hin.